

Institut für Arbeitsmarkt-
und Berufsforschung

Die Forschungseinrichtung der
Bundesagentur für Arbeit

IAB

IAB-Discussion Paper

12/2011

Beiträge zum wissenschaftlichen Dialog aus dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung

Typenbildung mit quantitativen und qualitativen Daten

Methodologische Überlegungen

Markus Promberger

Typenbildung mit quantitativen und qualitativen Daten

Methodologische Überlegungen

Markus Promberger (IAB)

Mit der Reihe „IAB-Discussion Paper“ will das Forschungsinstitut der Bundesagentur für Arbeit den Dialog mit der externen Wissenschaft intensivieren. Durch die rasche Verbreitung von Forschungsergebnissen über das Internet soll noch vor Drucklegung Kritik angeregt und Qualität gesichert werden.

The “IAB-Discussion Paper” is published by the research institute of the German Federal Employment Agency in order to intensify the dialogue with the scientific community. The prompt publication of the latest research results via the internet intends to stimulate criticism and to ensure research quality at an early stage before printing.

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung.....	4
Abstract	4
1 Einleitung.....	5
2 Vorklärung: Was ist eine Typologie?	6
3 Typenbildung: Erklären oder Verstehen?	8
4 Zum Vergleich von Typologien	9
5 Typologievergleich hat Seltenheitswert – warum? Forschungslogik und Pragmatik der Typenbildung.....	10
6 Konvergenz qualitativer und quantitativer Typologien: Zwei Forschungsbeispiele und was sich daraus lernen lässt.....	14
Literaturverzeichnis	19

Zusammenfassung

In diesem Essay wird gezeigt, dass die Verschränkung von qualitativen und quantitativen Methoden im Forschungsprozess nicht nur durch das Zählen von Wörtern in qualitativen Dokumenten, durch Exemplifikation von Statistiken mit Einzelfallstudien, durch ‚hypothesengenerierende‘ Explorationsstudien oder ähnliches geschehen kann. Vielmehr stellt die Typenbildung einen Schlüsselschritt für die Genese konvergenter Befunde aus beiden methodischen Richtungen dar. Der Aufsatz skizziert eine wissenschaftstheoretische Begründung hierfür, diskutiert gelungene Beispiele, erörtert Gründe für deren Seltenheit und zeigt Grundbedingungen für den Erfolg dieser Vorgehensweise auf.

Abstract

This paper shows that a fusion of qualitative and quantitative methods in social research must not only consist of counting words in qualitative documents, exemplifying statistics by case studies, generating hypotheses by qualitative exploration studies or the like. Beyond that, typological analysis can give a key step in preparing convergent findings from both methodological positions. This will be justified by philosophical considerations relating to the Vienna Circle. The paper will discuss outstanding examples as well as the reasons for their seldomness, and will show basic requirements for developing integrative typologies from quantitative and qualitative data.

JEL Klassifikation: nicht enthalten

Keywords: Methodology, typological research, qualitative and quantitative methods, life course studies, labour and industrial sociology, methodological crossover, methodological integration.

1 Einleitung

Zwar sind die Abgrenzungskämpfe und Animositäten zwischen qualitativen und quantitativen Methoden in der empirischen Sozialforschung allmählich einer mehr oder minder wohlwollenden wechselseitigen Duldung gewichen, auch ist die qualitative Methodenlehre in der Soziologie allmählich institutionell etabliert, wie sich an einer Zunahme einschlägiger Professuren und peer-review-Zeitschriften ablesen lässt. Doch die wechselseitige Verbindung der beiden methodischen Welten ist nach wie vor nicht allzu intensiv. Das Verdikt von Ravi Kanbur (s.o.) gilt noch immer, denn in der Praxis der sozialwissenschaftlichen Forschung laufen qualitative und quantitative Stränge nach wie vor oft unzureichend verbunden neben einander her. Die einzige einigermaßen breit akzeptierte, von daher als „konventionell“ anzusehende (Freter/Hollstein/Werle 1991) Verbindung ist die Vorschaltung von qualitativen Explorations- oder Pilotstudien vor größere Surveys (vgl. Barton/Lazarsfeld 1984) zum Zwecke der Hypothesenentwicklung. Beachtenswerte Ausnahmen häufen sich jedoch ebenso wie methodologische Reflexionen unterschiedlicher Qualität – wie die Diskussionen in der Zeitschrift ‚Soziale Welt‘ 2008 exemplarisch vorgeführt haben (Schulz/Ruddat 2008, Reichertz 2008, Jungbauer-Gans 2008). So sind vermehrt auch quantitative Inhaltsanalysen qualitativer Textdokumente, hermeneutische Analysen standardisiert oder semistandardisiert erhobener Antworten, kognitive Pretests, die Plausibilisierung oder Exemplifizierung – manche Autoren sprechen von ‚Validierung‘ (Freter u.a. 1991) - statistischer Zusammenhänge mittels qualitativer Befunde, sowie die Ziehung qualitativer Subsamples aus quantitativen Befragungen (ebd.) anzutreffen. Auch wenn solche ‚verschränkten‘ Techniken und Methoden oft noch eingehender methodologischer Reflexion harren, nährt dies die Hoffnung, dass sich die ‚unconnected worlds‘ zu einem gegenstandsadäquaten und theoriefundierten Methodenpluralismus verbinden lassen. Eine bislang kaum diskutierte Möglichkeit, qualitative und quantitative Befunde aufeinander zu beziehen, besteht jedoch im Rahmen der Typenbildung. Sie bildet auf jeden Fall – dies ist die These des vorliegenden Papiers – eine methodologisch akzeptable Nahtstelle, ein *interface* zwischen qualitativen und quantitativen Daten und Auswertungen. Die Schlüsseloperation hierzu bildet der Vergleich von mittels verschiedenen Daten und Methoden gewonnenen typologischen Befunden zum gleichen Forschungsgegenstand. Zur Begründung werden Konzepte aus dem Umfeld des Wiener Kreises in den 1930er Jahren, sowie wissenschaftssoziologisch betrachtete Forschungsbeispiele aus jüngerer Zeit herangezogen.

2 Vorklärung: Was ist eine Typologie?

Was Typen oder eine Typologie sind, da sind sich Sozialwissenschaftler leidlich einig: Es handelt sich um eine gedankliche Konstruktion sozialer Phänomene anhand ausgewiesener und reflektierter Merkmale zum Zwecke der klassifikatorischen Ordnung eines Gegenstandsbereiches (vgl. Pries 1997, Reinhold 1990). Auch die Unterscheidung von Idealtypen, welche durch Abstraktion unter Zugrundelegung leitender gedanklicher Konzepte gewonnen und in der Realität so nicht anzutreffen sind, und Realtypen, die durch die Ordnung des empirischen Materials nach inhärenten Kriterien entstehen – sie geht auf Max Weber (1980; 3 ff.) zurück – ist höchst gängig. Strittig wird es jedoch, wenn es um die Bedeutung von Typenbildung im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess geht. Für die einen gehört Typenbildung oder Klassifikation zu einer ‚niedrigeren‘ Stufe des Erkenntnisfortschrittes, der quasi-naturwissenschaftlichen Messung und Analyse vorausgesetzt und vorgängig: So wie die Taxonomie und Systematische Biologie der modernen Molekularbiologie, so geht auch die Klassifikation sozialer Erkenntnisgegenstände – in dieser Perspektive – ihrer statistischen Messung voraus (z. B. Topitsch 1965). Der interpretative Strang der Sozialwissenschaften sieht demgegenüber in der Typenbildung häufig den Abschlusspunkt rekonstruktiven Verstehens. Schlankweg und ohne rezeptionsgeschichtliches Auffangnetz ließe sich vermuten, dass Typbildung als Verfahren des Erkenntnisgewinns wissenschaftshistorisch der strengen Scheidung zwischen an den Naturwissenschaften im weiteren Sinne orientierten und den interpretativ-sinnverstehenden Methodenlagern historisch vorausgängig ist – so wie bei Max Weber selbst, wo ‚Verstehen‘ und ‚ursächlich erklären‘ rundweg nicht zu trennende Bestandteile des sozialwissenschaftlichen Erkenntnisprozesses sind.

Robert Hempel und Paul Oppenheim, zwei – wie auch Karl Popper - dem Wiener Kreis zugehörige Philosophen und Wissenschaftstheoretiker, haben sich in den 1930ern des Typusbegriffs angenommen, in einer Weise, die auch heute Beachtung verdient und einen grundlegenden Beitrag zu qualitativen und quantitativen¹ Verfahren der Typenbildung liefert. In ihrem belgischen Exil entstand das Buch „Der Typusbegriff im Lichte der neueren Logik“. Typenbildung, in der Perspektive der Autoren dem *beschreibenden* Teil des Erkenntnisprozesses² zugeordnet, ist für die beiden mehr als nur die einfache Klassifikation, die der Aristotelischen Aussagenlogik und dem Leitprinzip der *differentia specifica* folgt. Gerade die entwickelteren typologischen Konzepte der Psychologie und Medizin an der Wende vom 19. zum

¹ Die Autoren benutzen diese Begriffe.

² Für Hempel/Oppenheim hat der Erkenntnisprozess schlichtweg einen beschreibenden und einen erklärenden Teil, implizit wird dabei deutlich, dass der beschreibende Teil eine notwendige Voraussetzung für den erklärenden Teil ist. Eine Kontroverse oder ein Widerspruch ist für sie nicht erkennbar – ebenso wenig wie für Max Weber, für den Erklären und Verstehen untrennbar verbunden sind.

20. Jahrhundert³ beinhalten mannigfaltige Unschärfen und Abstufungen zwischen den Typen, und großes wissenschaftstheoretisches Unbehagen zeigt sich bei den Wissenschaftlern angesichts eben dieser Unschärfen und Abstufungen. Diesen kann man durch eine erweiterte formale Logik gerecht werden, die nicht nur eindimensionale kategoriale Aussagen, sondern mehrdimensionale, auch ordinale, gestufte („topologische“, ebd.: 42) Aussagen zulässt, ohne dabei zwingend metrisch messbar sein zu müssen. Zunächst konstituieren die für eine Typbildung relevanten Variablen die „Ordnung“: „ein in n Richtungen abstufbarer Eigenschaftsbegriff (...) ist ein n-dimensionale Ordnung“. Sie identifizieren an gängigen typologischen Vorgehensweisen die stillschweigende Rolle von Subjektivität und Intuition, die dem wissenschaftlichen Postulat von Intersubjektivität nicht gerecht wird. Kein Problem hingegen ist die Einbeziehung von sachverständig getroffenen, explizierbaren und nachvollziehbaren, möglicherweise auf geeichte Grundlagen zurückgehenden „Schätzurteilen“, wie sie z. B. in der Testpsychologie, durch Lehrer bei der Notenvergabe, in der chemischen Analytik bei der Einschätzung von Farbindikatoren für bestimmte Ionenkonzentrationen, oder in anderen vergleichbaren Prozessen getroffen werden. Ein Fall weist damit jeweils eine Ausprägung in n Dimensionen auf, die seinen Ort im Merkmalsraum⁴ (ebd.: 67) bestimmen. Im Falle der Physik sind diese Ausprägungen metrischer Messung zugänglich, in anderen Wissenschaften hingegen nicht unbedingt. Dies kann zu äußerst komplexen vieldimensionalen Ordnungen führen, zu deren Vereinfachung oder Reduktion laut Hempel und Oppenheim Koppelungen der Ausprägungen vorgenommen werden, dort, wo „gesetzmäßige“ (ebd.: 72) oder - würde man heute hinzufügen - wahrscheinlichkeitstheoretische Möglichkeiten dazu bestehen. Dabei sind immer auch schon erklärende Komponenten in der Typenbildung enthalten, da sie auf bestehende oder vermutete Regelmäßigkeiten in der Beziehung verschiedener Phänomene Bezug nimmt (ebd.: 108) – Parallelen zu Soeffners (2004: 72) Ausführungen zur hermeneutischen Typenbildung sind unübersehbar.

³ Zwei höchst verschiedene Beispiele hierfür sind Karl Jaspers (1913) und Ernst Kretschmer (1951)[1921]. Ersterer ist mit seiner über acht Jahrzehnte nachgedruckten ‚Allgemeinen Psychopathologie‘ auch heute noch ein hervorragendes Beispiel sinnvoller typologischer Rekonstruktion, letzterer ist mit seiner in der NS-Zeit folgenreichen, jedoch auch in der Bundesrepublik noch lange und breit rezipierten Konstitutionslehre – die letzte Auflage des o.g. Lehrbuches ‚Körperbau und Charakter‘ stammt immerhin noch von 1977 – ein gutes Beispiel für den Missbrauch typologischen Denkens in der Alltagspraxis von Herrschaftssystemen; charakteristisch dabei sind diskriminierende Zuschreibungsprozesse („labeling“), wie etwa der Schluss vom Körperbau auf abweichendes Sozialverhalten oder Kriminalität. Graphologie, Phrenologie und andere pseudowissenschaftliche Urteilssysteme haben nicht so lange in die ‚zweite Moderne‘ hineingereicht wie die Konstitutionslehre.

⁴ Das Konzept des Merkmalsraumes scheint also auch auf Hempel/Oppenheim (1936) zurückzugehen, findet sich aber auch früh bei Lazarsfeld (1937), so dass seine Entstehungsgeschichte wohl schlichtweg mit den Diskussionen des Wiener Kreises zusammenhängt.

3 Typenbildung: Erklären oder Verstehen?

Typenbildung gehört nach wie vor zur weltweiten Alltagspraxis von Sozialwissenschaftlern, die jedoch von den methodologischen Grundkontroversen der deutschen Soziologie der letzten 30 Jahre eigentümlich unberührt geblieben ist. Zwischen den bisweilen als entgegengesetzte methodologische Grundpositionen gedachten Konzepten des ‚Erklären‘ und ‚Verstehen‘ existiert auch in Deutschland eine Strömung der qualitativen und mitunter auch quantitativen Sozialforschung, bei dem rekonstruktives Beschreiben und Verstehen der Erklärung, der Aufdeckung von Sinn- und Kausalzusammenhängen dient – und hierzu wird munter verglichen, Typen gebildet und darüber reflektiert.

In der nicht allzu breiten, doch stetigen Literatur zur Typenbildung seit Anfang des 20. Jahrhunderts⁵ bilden Max Webers Idealtypen (1988 b,c) meist den wissenschaftshistorischen Anker der methodologischen Typendiskussionen, gefolgt von Alfred Schütz (1932, vgl. auch Srubar 1979, Soeffner 2004/2: 153f.) und seiner senssoziologischen Analyse der Typenbildung. Sie ist hier zunächst ein Alltagsprozess, mit dem die Menschen ihre Umwelt kognitiv strukturieren (Typenbildung erster Ordnung). Davon zu unterscheiden ist wissenschaftliche Typenbildung, die sich aus an Theorien, Begrifflichkeit, Methoden und erkenntnisleitender Fragestellung geleiteten Verdichtungen und Selektionen des Wissenschaftlers von dessen Beobachtungen des menschlichen Handelns speisen (Typenbildung zweiter Ordnung). Wissenschaftstheoretisch grundlegend sind Hempel/Oppenheim (1936). Lazarsfeld/Barton (1984, erstm. 1955) verdanken wir eine erste pragmatische Einführung nicht nur in die qualitative Methodologie, sondern dabei auch in die Typenbildung; Paul Lazarsfeld ist auch als einer der Pioniere der Verbindung qualitativer und quantitativer Forschungsansätze zu sehen – etwa in der Marienthalstudie (Jahoda u. a. 1933), auch seine Grundlegung der quantitativen Panelmethodologie war wegweisend (Lazarsfeld/Fiske 1938). Im Anschluss an Lazarsfeld, aber auch an die Chicagoer Schule kann man eine bis heute andauernde pragmatische Phase identifizieren, in der sich vor allem in der qualitativen, aber auch in der quantitativen Forschung diverse Verfahren zur Verdichtung und Typenbildung entwickelt und etabliert haben (pars pro toto Ziegler 1973, Huberman/Miles 1983, Bacher 1994, Bohnsack 2001) – wobei in der qualitativen Forschung der Hang zur je eigenen, exemplarisch dargestellten Methode immer noch üblicher zu sein scheint als in quantitativen Studien. Den vorläufigen Schlusspunkt bildet die Synopse von Kluge (1999). Interessant ist die öfters wiederkehrende Differenz der Auffassungen, ob Typologien selbst erklärenden Charakter oder Theoriestatus haben (McKinney 1966), oder nicht (Boudon/Bourricaud 1992); seit den 1990ern wird diese Frage in der deutschen Literatur oft mit einem entschlossenen sowohl-als-auch beantwortet (Nagel 1997). In der hermeneutischen Tradition sozialwissenschaftlicher Forschung hingegen gilt die eindeutige Auffassung, dass Typkonstruktionen mittels Abstraktion

⁵ Vgl. die erschöpfende Übersicht bei Kluge (1999).

und Generalisierung von Beobachtungen, Bestandteile sozialer Ordnung im Sinne der Regelmäßigkeiten oder Strukturgesetzmäßigkeiten sozialen Handelns rekonstruieren und in dieser Eigenschaft ‚Theorie‘ produzieren können – so Soeffner (2004: 72, 154) unter Berufung auf Durkheim (1912: 587), ähnlich bei Levi-Strauss (1978/2008).

4 Zum Vergleich von Typologien

Doch scheint es bislang einigermaßen unüblich zu sein, Typologien miteinander zu vergleichen⁶ oder aufeinander zu beziehen. Einige Beispiele für den Vergleich von Typologien, allerdings meist ohne allzu breite methodische Reflexion, finden sich in Forschungssträngen, wo organisationale oder gesellschaftliche Interessenkonstellationen oder Politikmuster thematisiert werden, so etwa in der industrial-relations-Forschung. Hermann Kotthoff (1980) bezieht beispielsweise in seine Typologie betrieblicher Partizipationsmuster einen Typus aus einer anderen Untersuchung mit ein, der in seinem eigenen empirischen Sample nicht repräsentiert ist. Bosch u. a. (1999) starten ihre Untersuchung mit einer theoretisch begründeten Typologie der Interaktionsmuster von Betriebsräten und Management, modifizieren und erweitern diese dann jedoch auf Basis ihrer empirischen Befunde. Zum weiteren Umfeld der genannten Studie gehört auch eine Arbeit, die verschiedene Typologien innerbetrieblicher Austauschbeziehungen vergleicht und empirisch ergänzt (Promberger 1990). Weitere Felder vereinzelter Vergleiche von Typologien sind die Governanceforschung (z. B. Lütz 2003) und die vergleichende Wohlfahrtsstaatsforschung (z. B. Schmidt u. a. 2008). Möglicherweise lassen sich auch in der strukturalistischen Anthropologie bestimmte Analyseoperationen als Typologievergleich bezeichnen, etwa wenn verschiedene Formen der Heiratsklassen in verschiedenen Ethnien miteinander verglichen werden (Levi-Strauss 2008 [1978]) – jedoch mit der Einschränkung, dass die Heiratsklassen Beobachtungen erster Ordnung im Schützchen Sinne darstellen, da sie im Alltagswissen von Akteuren verankert sind, während eine empirische Typologie als Beobachtung zweiter Ordnung gelten kann (Schütz 1932, Berger-Luckmann 1969). Reflexive Ansatzpunkte zum Vergleich von Typologien bietet Pries (1997). Er differenziert mit Hilfe der Terminologie von Alfred Schütz (1932) drei Ebenen der Typenbildung. Typenbildung ist dabei ein unvermeidliches Verfahren der Orientierung von Menschen in ihrer alltäglichen Lebenswelt. (Typenbildung erster Ordnung). Davon unterscheidet er die Typenbildung der Sozialwissenschaft, die durch Selektion und Interpretation reflektierte (Re-)Konstruktionen der sozialen Wirklichkeit darstellen (Typenbildung zweiter Ordnung). Die Wahl der Merkmale, Ausprägungen und deren Kombination ist abhängig vom Erkenntnisinteresse, da als Ergebnis „sinnvolle, brauchbare und erklärungs-mächtige Typen entstehen“ sollen (ebd.: 438). Als drittes schließlich gerät die me-

⁶ Der Vergleich von Typologien ist nicht zu verwechseln mit dem typologischen Vergleich – einer Standardoperation der qualitativen Sozialforschung, die zur Bildung einer Typologie führt. Der Typologievergleich kann sich z. B. des typologischen Vergleichs bedienen, wenn es darum geht, Typologien miteinander zu verschmelzen.

Methodologische Konstruktion der Typenbildung in den Fokus, da in sozialwissenschaftlichen Forschungsdesigns Typen unterschiedlich konstruiert werden können. Diese Typenbildung dritter Ordnung (Pries 1997) meint letztlich den reflexiven Vergleich der Konstruktion von Typen, bei dem zu überlegen ist, welchen Inhalt und welche Qualität die Typen haben (Idealtypen-Realtypen), welche Stellung und Funktion sie im Erkenntnisprozess einnehmen (zentral-untergeordnet, generalisierend-spezifizierend) und welche Vorgehensweisen gewählt werden (induktiv-deduktiv, qualitativ heuristisch - quantitativ berechnend). Das ist zumindest ein Punkt, an den sich anschließen lässt. Doch insgesamt sind Vergleiche von Typologien bei allen erwähnten Ausnahmen selten, methodologische Betrachtungen dazu gar weitgehend unbekannt.

5 Typologievergleich hat Seltenheitswert – warum? Forschungslogik und Pragmatik der Typenbildung

Warum gibt es zwar Typenbildung auf der Basis von Fallvergleichen, aber kaum Vergleiche der so gewonnenen Typologien? Und schon gar keine Methodik dazu? Zunächst lässt sich unschwer feststellen, dass Methodendiskussionen in der Arbeits- und Industriesoziologie – von Ausnahmen abgesehen⁷ – Seltenheitswert besitzen, anders als etwa in der Lebenslaufforschung. Mehr oder weniger stichhaltige Gründe hierfür können in der innersoziologischen Arbeitsteilung mit spezialisierten Methodologen, in der Darstellungsökonomie der anwendungsorientierten (Drittmitel-) Forschung, in der hinsichtlich methodologischer Diskussionen eine geringe Rezeptionsbereitschaft der Adressaten unterstellt wird, und in der Introspektionstradition eines Teils der älteren Industriesoziologie (z. B. Briefs 1934, Neuloh 1956, Fürstenberg 1958) liegen, was hier nicht weiter diskutiert werden soll. Doch hinsichtlich des Fehlens einer Methodologie des Typologievergleichs dürften zwei weitere, eher systematische Gründe relevant sein – aus denen bestimmte Postulate für das Gelingen des Typologievergleichs abzuleiten sind. Denn Typologien spielen eine bestimmte Rolle im Forschungsprozess, die ihren Vergleich oftmals eher ausschließt:

Erstens bilden Typologien häufig ein Übergangsstadium im Forschungsprozess (4) – was möglicherweise der Hauptgrund für die Seltenheit von Typologievergleichen ist. Man muss keineswegs Ernst Topitsch (1965) folgen, der in seiner ‚Logik der Sozialwissenschaften‘ die Typenbildung in das Reich vorwissenschaftlicher Erkenntnisprozesse verweist. Selbstverständlich finden Ordnungsprozesse von empirischen Wahrnehmungen (Kategorisierung, Klassifikation, Typenbildung) sowohl in wie außerhalb des Wissenschaftssystems statt, wie andere basale Denkleistungen

⁷ Zu diesen Ausnahmen gehören vor allem Arbeiten zum Experteninterview, das mit einigem Recht als Schlüsselmethodik der Arbeits- und Industriesoziologie bezeichnet werden kann (Kern/Kern/Schumann 1988, Trinczek 2002), verstreute Arbeiten zum Generalisierungsproblem (Kudera 1992, Rerrich/Wex 1988). Neuerdings liegt eine größere Bestandsaufnahme der methodologischen Aspekte industriesoziologischer Fallstudien vor (Pongratz/Trinczek 2010).

(Verstehen, Erklären, Abstrahieren, Rekonstruieren) auch (Schütz 1932, Soeffner 2004). Im Wissenschaftssystem ist die Typenbildung ein ‚typischer‘ Zwischenschritt des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses. Der beginnt mit einer oder mehreren Forschungsfragen, baut daraus ein methodisches Konzept, gewinnt Daten und Material, verdichtet und interpretiert dies, möglicherweise in Gestalt einer Typologie, nutzt die Typologie dann zur Herstellung weiterführender, in der Regel im Weber’schen Sinne erklärend-sinnverstehender Bezüge, um schließlich die Forschungsfrage zu beantworten. Diese Antwort ist es in der Regel, die im qualitativ arbeitenden Teil der scientific community zur Debatte steht, daneben vielleicht auch noch die Fragestellung, oder die Gültigkeit/Validität einzelner Materialbelege für die Interpretation. Die Typisierung ist also in der Regel kein abschließendes Erkenntnisziel, sondern Zwischenschritt.

Zweitens sind Erkenntnisinteresse, Forschungspragmatik und Intuition⁸ als charakteristische Parameter der Typenbildung (Lazarsfeld 1937: 133) normalerweise projekt- und forschungssubjektspezifische Besonderheiten, die dazu führen, dass *Typologien als äußerst forschungskontextspezifische Erschließungsleistungen der Wirklichkeit zu sehen sind, die zwar nach immer gleichen Prinzipien (ebd.) funktionieren, jedoch höchst unterschiedlich ausfallen*. Hier muss auf zwei Probleme aufmerksam gemacht werden. Das Problem der Unvollständigkeit (a) und das Problem der Inter-subjektivität (b).

a) Das Problem der *Unvollständigkeit*: Typologien werden nach verschiedenen Verfahren aus qualitativen Primärinformationen oder quantitativen Daten generiert. Damit die Typologien erschöpfend oder vollständig sind, müssen quantitative Daten repräsentativ sein, qualitative Daten setzen voraus, was Glaser/Strauss 1998[1967] als ‚theoretische Sättigung‘ bezeichnet haben: Die Hinzunahme weiterer Fälle ins Sample erweitert nicht mehr das Spektrum der bekannten Ausprägungen der beobachteten Variablen; ein Postulat, das aufgrund meist höherer Fallzahlenforderungen und größerer Erhebungsaufwände nicht immer optimal erfüllt wird, was in der Konsequenz zu unvollständigen Typologien führen kann. Unvollständige Typologien lassen sich wiederum nur befriedigend vergleichen, wenn sie einen hinreichend großen semantischen Überlappungsbereich oder übereinstimmenden Merkmalsraum aufweisen.

b) Das Problem der *Intersubjektivität*: Die Materialgenese in qualitativen Verfahren ist stark von den beteiligten Forschungssubjekten abhängig; dass dies für die beobachteten Akteure und deren für die Verfahren konstitutiven ‚Subjektivitätsbeitrag‘

⁸ Die Intuition (Abduktion) in ihrer Rolle für den Erkenntnisprozess analysiert zu haben ist das Verdienst von Charles S. Peirce. Anders als in Teilen des Neopositivismus, der die Intuition (Entdeckung, Abduktion) vor- oder außerwissenschaftlichen Prozessen zuordnet, sieht Peirce (wie auch John Dewey, später Thomas S. Kuhn und Paul Feyerabend) in der Entdeckung einen Bestandteil des Erkenntnisprozesses.

gilt, versteht sich von selbst, doch auch die Forscher selbst, deren Kompetenzen und Erfahrungen, und der Kommunikationsprozess mit den ‚Erforschten‘ spielen eine entscheidende Rolle. Auch wenn es zu den Grundüberzeugungen qualitativer Sozialforschung gehört, sich selbst und seine Rolle im Forschungsprozess zu reflektieren und darzustellen, so finden sich in den Ergebnispublikationen der Forscher nur selten Informationen zu diesem Prozess⁹. Auch die Interpretation des Materials ist von den beteiligten Subjekten abhängig. Zwar ist kaum bestreitbar, dass qualitative Forschung aufgrund der je besonderen Natur der von ihr produzierten Texte keinen quasi-experimentellen Reproduzierbarkeitsanforderungen genügen kann und muss. Dennoch sollte – wenn Wissenschaft nicht beliebig idiosynkratisch sein soll – intersubjektive Überprüfung oder diskursive Validierung von Interpretationen – wie man es auch nennen mag – möglich, ja zwingend sein, so auch Ulrich Oevermann (1979) in seinem Konzept der objektiven Hermeneutik, ebenso Lamnek (1988: 146) und Volmerg (1983). Doch, ein großer Teil der qualitativen Methoden- und Ergebnisliteratur schenkt diesem Problem entweder gar keine Aufmerksamkeit, oder bezieht sich lediglich auf die Validierung im Interviewdiskurs selbst (Radtke 1979: 4) oder verortet sie im unterstellten Diskurs zwischen Autor und „nachvollziehendem“ Leser (z. B. Lippitz 1987: 125). Die intersubjektive Validierung durch die am Interpretations- und Auswertungsprozess beteiligten Personen wird nur ausnahmsweise diskutiert.

Man muss also schlicht konstatieren, dass die qualitative Forschungspragmatik methodologisch nicht immer so aussieht, wie sie sollte. Zunächst unterscheiden sich sowohl einzelne Studien als auch die verschiedenen, qualitativ arbeitenden Teildisziplinen der Soziologie in ihrer Methodenreflexivität stark. So findet sich in der Biografieforschung deutlich mehr Methodenreflexionen als in der Arbeits- und Industriesoziologie, die lediglich über Experteninterview und Deutungsmusteranalyse methodologisch dem Stand der Zeit entsprechend ausgereifte Diskussionen vorgelegt hat – von wenig wahrgenommenen Arbeiten zur Fallstudie und zum Generalisierungsproblem abgesehen. (Yin 2003, Kudera 1992, Promberger u. a. 2002). Bislang dominiert, jedenfalls in der Arbeits- und Industriesoziologie – wie auch in der qualitativen Evaluationsforschung – eine Herangehensweise, die wenig an methodologischer Diskursivität ausgerichtet ist. Generell gibt es in der qualitativen Sozialforschung kaum öffentliche ‚Falsifikationsdiskurse‘, denn die Interpretation von unwiederholbaren Kommunikationen wird als genauso einzigartig angesehen, sperrt sich also systematisch gegen Intersubjektivität, Replikation und Falsifikation. Ohne Bedauern muss hier Lernbedarf konstatiert werden – vor allem im Hinblick auf Selektivitätsanalysen, Ausfallanalysen und systematischer Vergleichsgruppenbildung könnte man von standardisierten Methoden lernen, auch die stärkere Transparenz von Validierungsdiskursen ist wünschenswert.

⁹ Eine Ausnahme ist Roland Girtler, der in seinem Methodenlehrbuch detailliert über eigene Irritationen und Lernprozesse beim Feldzugang, über misslingende Kontakte und lebensweltliche Überschneidungen und ihre Bewertung berichtet (Girtler 1992).

Zwei methodologische Postulate stehen im qualitativen Forschungsprozess letztlich gegeneinander: Die Einzigartigkeit einer gelungenen, situations- und personenadäquaten Interaktion und das Bedürfnis nach intersubjektiver Validierung. Wie lässt sich dieses Spannungsverhältnis in der Forschungspraxis vermitteln? Anders als in der quantitativen Sozialforschung mit ihrer den Naturwissenschaften angenäherten, die Reproduzierbarkeit von Messungen und Experimenten unterstellenden Forschungslogik – finden in der qualitativen Forschung mitunter wenig ‚Robustheits-Checks‘ von Befunden und Interpretationen gegen Methoden-, Interviewer-, Interpretationsvariation statt. Vielleicht sollte man besser sagen, wenig öffentlich-diskursive Robustheitschecks. Denn welcher Dozent, welche Doktormutter, welcher Diplomandenvater hat nicht schon gewagte Interviewinterpretationen der Studierenden mit alternativen, auf breitere Theorie- und Gegenstandskennntnis und Lebenserfahrung gestützten Lesarten konfrontiert, die die Gesamtinterpretation des Adepten ins Wanken bringen? Welches Projektteam hat sich noch nicht um die ‚richtige‘ Deutung einer Interviewsequenz gestritten – oder darum, ob ein Fall schon typkonstitutiv sein darf oder noch ein Einzelfall bleiben muss? Oder darum, ob man die Existenz eines bestimmten, nicht im Material belegten Typus aufgrund von Theorien oder anderen Forschungsergebnissen unterstellen kann – oder nicht, solange man keine eigenproduzierten Belege dafür hat? In jedem Falle stellen Genese und Validierung von Typen – von Ausnahmen abgesehen – immer noch eher opake Teile des qualitativen Forschungsprozesses dar. Literatur und Forschungspragmatik sprechen Bände.

Doch bei allen Problemen lassen sich – mit Lazarsfeld und Pries - nun Bedingungen angeben, die die Vergleichbarkeit von Typologien erleichtern: Um einigermaßen vergleichbar zu sein, müssen Typologien *erstens* leidlich *vollständig* sein und *zweitens einen ähnlichen Bezugsrahmen* hinsichtlich der *Materialgenese*, der relevanten Variablen und des *Erkenntnisinteresses* aufweisen. Sie müssen also, in Anlehnung an Barton/Lazarsfeld (1984) und Hempel/Oppenheim (1936), *mit ähnlichen Reduktionsvorgängen in einem ähnlichen Merkmalsraum gewonnen werden*. Dabei sind relevante Variablen, Dimensionen und Erkenntnisinteressen in der Regel durchaus erkennbar und nachvollziehbar, stehen also dem Vergleich offen. *Drittens* hilft Transparenz der im Forschungsprozess vollzogenen Validierungsschritte bei der Überprüfung der Vollständigkeit und der Passung des Bezugsrahmens. Überdies können Vergleiche von Typologien einen wichtigen Bestandteil eines fortschreitenden diskursiven Validierungsprozesses bilden, die im Falle des Gelingens zu umfassenderem Verständnis eines empirischen Phänomens führen könnten. Dabei ist unerheblich, ob die Typenbildung auf Basis qualitativer oder quantitativer Daten und Verfahren erfolgt ist, oder ob zwei verschieden generierte Typologien diskursiv oder technisch aufeinander bezogen werden.

6 Konvergenz qualitativer und quantitativer Typologien: Zwei Forschungsbeispiele und was sich daraus lernen lässt

Pionierarbeit haben in diesem Zusammenhang vor allem zwei Forschungsgruppen geleistet: Ein 1995 abgeschlossenes Münchener DFG-Projekt und der SFB 186 der Universität Bremen von 1988 bis 2001. Beide folgten dem anspruchsvollen Ansatz einer methodenintegrativen Lebenslaufforschung; in der methodologischen Diskussion der deutschsprachigen Soziologie steht mittlerweile das Bremer Projekt im Vordergrund. Verschiedene integrative Ansätze wurden in diesem Projekteverbund entwickelt.

Auf Seiten der Datengewinnung wurden in Bremen vor allem ‚parallele‘ (Kluge 2001: 37) Panelkonstruktionen entwickelt und erprobt, bei denen ein Teil der Teilnehmer des quantitativen Surveys anschließend zusätzlich mit qualitativen Methoden befragt wurden. Terminologisch strenggenommen handelt es sich dabei um die Kombination aus einer vorausgehenden standardisierten Erhebung mit einer nachgeschalteten qualitativen Vertiefungsstudie¹⁰, so dass das methodologische Verdienst der Bremer Forschungsgruppe nur zum Teil in der methodischen Innovation selbst, vor allem aber in deren extensiver Erprobung und Publikation liegt. Bahnbrechend war überdies der inhaltliche Ertrag des Bremer SFB, auf dessen Konto die Entdeckung der sozialstrukturellen und zeitlichen Dynamik von Armut in Deutschland geht.

Auf Seiten der Analyse und Auswertung sind zwei Auffälligkeiten feststellbar: Erstens überschreitet vor allem das Bremer Projekt immer wieder den Grenzbereich zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren, etwa wenn Methoden der quantitativen Clusteranalyse für die Typkonstruktion in größeren qualitativen Samples eingesetzt werden (Kluge 2001, zur Kritik Mutz u. a. 1995: 33), zweitens bestehen in beiden Projekten auffällige Trennungen zwischen den Gegenstandsbereichen quantitativer und qualitativer Verfahren. So eint beide Projekte die Auffassung, quantitative Verfahren seien vor allem zur Rekonstruktion sozialer Strukturen, qualitative Verfahren zur Rekonstruktion von Deutungsmustern und Handlungsorientierungen der an diesen Strukturen beteiligten Subjekte geeignet und einzusetzen.

Bei der Münchner Studie bleibt diese Trennung implizit, doch mächtig (z. B. Mutz u. a. 1995: 5f., 43f.). Die Autoren thematisieren zwar ausdrücklich die Leistungsfähigkeit qualitativer Methoden zur Strukturanalyse, implizit ist die Differenz von Strukturkenntnis und Analyse von auf diese Struktur bezogenen Deutungsmustern jedoch konstitutiv für den Münchner Ansatz und scheint entsprechend oft auf. Bei den

¹⁰ Ähnlich und teilweise früher sind z. B. die methodenkombinierten Organisationsbefragungen von Promberger (1994), Herrmann u. a. (1999) und Promberger u. a. (2002), Pirker u. a. 1955, in der Lebensverlaufsforschung Mutz u. a. (1995: 155f.). Vgl. Huws/Dahlmann (2007) zur Sequenzierung qualitativer und quantitativer Untersuchungsschritte.

Bremern wird die Trennung jedoch explizit, schlicht und klar vorgetragen (z. B. Kluge 2001: 37).

Diese Trennung der Aufgabenbereiche für qualitative und quantitative Verfahren innerhalb eines Forschungszusammenhangs führt in beiden Studien zu nicht hinlänglich diskutierten Verfahren der nachträglichen Zusammenführung der Ergebnisse: Die Münchner Studie ist insofern konsequent eklektizistisch, als sie verschiedenen, quantitativ ermittelten Formen diskontinuierlicher ‚objektiver‘ Erwerbsverläufe mit typischen, qualitativ erkundeten ‚subjektiven‘ Deutungsmustern und Handlungsorientierungen kombiniert und damit den Lebensverlauf assoziativ in die Richtung einer vom Subjekt gedeuteten Biografie ‚entwickelt‘. In einer exemplarischen Teilstudie des Bremer Projektverbundes werden eine qualitative und eine quantitative Typologie schlichtweg aufeinander abgebildet und hinsichtlich ihrer Konvergenz und wechselseitigen Bestätigung diskutiert (kritisch zu solcher Triangulation Soeffner 2004) – „trotz der konzeptionellen und methodischen Differenzen“ der Entstehung der jeweiligen Typologien, wie die Autoren einräumen, jedoch nicht weiter vertiefen (Schaper/Witzel 2001: 239).

Forschungspragmatisch mag das eine wie das andere Verfahren durchaus sinnvoll sein – die aussagefähigen Ergebnisse beider Studien sprechen in höchstem Maße dafür. Doch über die methodologische Adäquanz ihrer ‚Kombinatorik‘ geben beide Studien keine befriedigende Auskunft. Es ist jedoch zu zeigen, dass und warum die Trennung der Aufgabenbereiche qualitativer und quantitativer Studien in ‚Strukturforschung‘ und ‚Bedeutungsforschung‘ hinfällig ist und die Methodengrenzen anders verlaufen. Darauf aufbauend soll gezeigt werden, dass konvergierende qualitative und quantitative Typologien auch methodologisch adäquat sein können, sofern – bei allen erhebungstechnischen Differenzen – ähnliche konzeptionelle Grundstrukturen vorliegen.

Etwa seit den 1980er Jahren haben sich zwei methodisch unterschiedliche Richtungen in der Erforschung von (Erwerbs)biografien gebildet: Die quantitative Lebensverlaufsforschung, die für sich in Anspruch nimmt, die ‚objektiven‘ (besser: ereignisgeschichtlichen) Daten des Lebensverlaufs zu beobachten und daraus Rückschlüsse über soziale Strukturen und Ungleichheiten zu ziehen, und die qualitative Biografieforschung, die ins Feld führt, Biografien seien etwas anderes als Lebensverläufe, und die Rekonstruktion sozialen Handelns sei nur über ein Verständnis der Handlungsmuster, Motive und Deutungsformen der Akteure in ihrer ‚erlebten Geschichte‘ möglich. Von daher ist es durchaus nachvollziehbar, wenn die im weiteren Sinne diesen Forschungstraditionen angehörenden Projektgruppen in München und Bremen bei ihrem respektablen Versuch, die innerdisziplinären Methodengrenzen zu überschreiten, den Subjekt-Struktur-Gegensatz in einen projektinhärenten Dualismus verwandelt haben. Damit haben die Forscher in München und Bremen jedoch Grenzen überschritten, ohne sie zu überschreiten. Barbara Hanson (2008) hat unlängst gezeigt, dass der Subjekt-Objekt-Gegensatz und die jeweilige Zuschreibung oder Aberkennung entsprechender methodischer Tauglichkeiten eine von

mehreren politischen, wissenschaftstheoretisch nicht haltbar zu begründenden Grenzen oder Trennlinien zwischen qualitativer und quantitativer Methodologie darstellt. Ein Blick über die Grenzen der Lebenslaufforschung zeigt, dass es auch anders geht.

Blicken wir wieder in die Arbeits- und Industriesoziologie. Hier ist zumindest implizit immer klar, dass die beobachteten oder befragten Menschen mit dem was sie tun und was sie äußern, nicht nur Aussagen über sich selbst und ihre Deutungsprozesse zulassen, sondern auch über die Strukturen, unter denen sie handeln, die sie mit erzeugen und von denen sie geformt werden berichten. Dahinter steht ein letztlich ein vor allem auf Karl Marx und Max Weber zurückgehendes Verständnis von der ‚Unausweichlichkeit‘ bzw. Allgegenwart sozialer Strukturen, das im Übrigen auch von Sozialtheoretikern (Giddens 1988) und hermeneutischen Methodologen (Oevermann 1979) der Gegenwart geteilt wird. In der Industriesoziologie führt dieses Strukturverständnis beispielsweise zur herausragenden Bedeutung des Experteninterviews, bei dem der Experte nicht nur Träger einer eigenen Biografie und des damit verbundenen Deutungshorizontes ist, sondern auch Träger von Strukturwissen – das natürlich durch die Biografie und die Expertenrolle gebrochen, oder besser, vermittelt ist. Weiteres Beispiel ist der vergleichsweise ‚lockere‘ Umgang mit aus Vergleichen von beobachteten oder interviewten ‚Einzelfällen‘ gewonnenen Verallgemeinerungen: Es ist klar, dass sich hinter den Arbeitsvollzügen der Umwalzer im Hüttenwerk, in hoher Eindringlichkeit rekonstruiert bei Popitz/Bahrtdt (1964), nicht nur die konkrete Besonderheit der Arbeit der beobachteten und interviewten Arbeiter verbirgt, sondern – zumindest in Grundzügen – ein nachgerade mythischer Typus schwerer manueller Produktionsarbeit mit einer hohen habituellen Gewöhnung und passenden psychophysischen Fähigkeiten, dessen Signifikanz in einer historischen Epoche sich auch durch gesellschaftliche Prozesse von Markt, Konkurrenz, Konflikt und Herrschaft und der daraus resultierenden Technologieadaptation herstellt; auch wenn solche Annahmen von am prominenten Einzelfall ablesbaren Strukturgesetzen bisweilen überstrapaziert wurden, wie die seit etwa 1980 immer wieder aufscheinende Diskussion um den ‚Großbetriebsbias‘ zeigte (vgl. Kothoff/Reindl 1990)¹¹. Ein drittes Exempel ist das einträchtige Nebeneinander qualitativer und quantitativer Forschungsansätze, z. B. in der klassischen Untersuchung von Pirker u. a. (1955), in der statistische Sekundäranalysen, standardisierte Befragungen und offene Gruppendiskussionen eingesetzt wurden.

Doch gehen wir noch mal einen Schritt zurück. Die Allgegenwart sozialer Strukturen im Handeln und Denken von Subjekten hat eine Kehrseite, die für den Forschungsprozess erheblich ist, und den Subjekt-Struktur-Dualismus einmal mehr in Frage stellt. In allen sozialen Strukturen sind (oder waren) Subjekte verwickelt, und ohne

¹¹ Möglicherweise steht das Aufkommen dieser Diskussion aber wiederum im Zusammenhang mit den in der gleichen Zeit abnehmenden Betriebsgrößen im verarbeitenden Gewerbe.

diese Subjekte gibt es keine Messung, Beobachtung oder Befragung, die über soziale Strukturen Auskunft geben kann. Mit anderen Worten: Auch die von Mutz u. a. (1995) verwendeten ‚Prozessdaten‘ stellen keine objektiven Daten des Lebensverlaufs dar. Denn auch hier werden die Daten des Lebensverlaufs in Gesprächen, etwa zwischen Arbeitssuchenden und MitarbeiterInnen der Arbeitsverwaltung kommunikativ ausgehandelt, dann erfasst, der Erfassungsvorgang ist Teil eines betrieblich vollzogenen Arbeitsprozesses, der von Gesetzen, Verwaltungsvorschriften und Organisationskulturen geprägt wird und z. T. erheblichen Unschärfen, Modifikationen im Zeitverlauf, gar Unzulänglichkeiten unterliegt. Als Beispiel mag hier die hochgradig unscharfe, in Deutschland ‚industrialistisch‘ verzerrte Verkodung der Wirtschaftszweig- oder Berufsklassifikationen in Mikrozensus und Beschäftigungsstatistik dienen (Bertin u. a. 2003)¹². Auch standardisierte Befragungsdaten können keinen höheren ‚Objektivitätsanspruch‘ erheben als qualitative Daten, nur weil sie standardisiert sind und daher besser mit Algorithmen der EDV verarbeitet werden können.

Wir halten fest: Auch standardisierte Daten sind Daten, die nicht ohne Subjekte und deren Kognitions- und Interpretationsleistung zustande kommen, seien die Subjekte nun Interviewer, Dateneingabe in einer Behörde, Betroffene - oder Forscher, die Beobachtungen durchführen. In standardisierten Verfahren wird die Komplexität der Wahrnehmung und Interpretation stark reduziert, um große Fallmengen mathematisch-statistisch verarbeiten zu können, in qualitativen Verfahren ist diese Reduktion geringer, trotzdem sind auch hier Reduktionen zum Zwecke der Vergleichbarkeit oder Typenbildung erforderlich (Soeffner 2004). Ein Unterschied ist, dass die qualitativen Verfahren häufig stärkeren Wert darauf legen, solche Reduktionen argumentativ zugänglich und nachvollziehbar zu machen, während quantitative Verfahren oft stärkeren Wert auf die mathematische Nachvollziehbarkeit und Fehlerfreiheit ihrer Operationen legen, während die Problematik der Adäquanz von messbaren Indikatoren für soziale Tatbestände oft weniger zu Worte kommt. Gemeinsam ist beiden Methodentypen, dass sie an Kognitions- und Interpretationsleistungen von in Strukturen handelnden und denkenden Subjekten gebunden sind und weder Struktur- noch Subjektaussagen prinzipiell ausschließen. Systematisch unterscheiden sie

¹² Die deutsche Teilstudie dieses Projekts wurde vom Verfasser dieses Papiers durchgeführt. Professionelle Kodierer aus einem Arbeitsamt und einem statistischen Landesamt erhielten 150 fiktive Kurzbeschreibungen der wirtschaftlichen Aktivitäten von Betrieben („Fallvignetten“) und mussten sie – wie beim Mikrozensus oder der Betriebsnummernvergabe der BA – in der amtlichen Wirtschaftszweigsystematik (seinerzeit WZ 93) verkodieren. Im Ergebnis wurden beispielsweise – ohne dass eine entsprechende Kodieranweisung vorlag - ausgegründete Unternehmen tendenziell dem Wirtschaftszweig des Mutterunternehmens zugeordnet – das Callcenter eines Energieversorgers zum Wirtschaftszweig Energieversorgung, die ausgegründete Planungsabteilung eines Maschinenbauers zum Maschinenbau, anstatt in die jeweiligen Dienstleistungsbranchen. Anders als in anderen beteiligten Ländern (GB, NL, BE, HU, I) betrug der Anteil der Fehlkodierungen an allen Kodierungen in den untersuchten Einheiten in Deutschland mehr als 30%. Es ist allerdings darauf hinzuweisen, dass vor allem Betriebe der New Economy bei den Vignetten Pate standen – entsprechend den Fragestellungen des Projektes.

sich jedoch in der Art ihrer Aussagen: Quantitative Verfahren erstreben Aussagen über die mathematische Verteilung von und statistischen Beziehungen zwischen sozialen Phänomenen, während qualitative Verfahren das Vorkommen und die innere Sinnstruktur von sozialen Phänomenen aufzeigen. Im Prinzip wäre ersteres bei entsprechend hohen Fallzahlen auch mit qualitativen Daten möglich, letzteres auch mit quantitativen Verfahren, sofern die Beobachter und die Beobachteten weitgehend ähnliche Kognitions-, Erfahrungs- und Denkstrukturen hätten – oder die Beobachter über eine weitgehende Kenntnis derselben aus Seiten ihrer ‚Probanden‘ verfügen. Doch dies ist nicht zwingend gegeben, ja kann möglicherweise sogar als Ausnahmefall angesehen werden¹³. Leichter ist es da doch, den befragten Subjekten selbst Raum zur Entfaltung ihrer eigenen Denk- und Sprechstruktur und der darin enthaltenen Repräsentation sozialer Strukturen zu geben. Dass dies wiederum dem Zählen und Messen pragmatische Grenzen setzt, ist die Existenzberechtigung für parallele Verfahren, die den narrativen Raum stärker eingrenzen zu Gunsten einer Extension der Fallzahlen. Seriöse Forschung, die davon ausgeht, dass ihr ex ante nicht nur die Verteilungen der untersuchten Phänomene, sondern auch die Phänomene selbst und ihre Ausprägungen unbekannt sind, muss einfach beides tun: Das Bekannte zählen und messen und das Unbekannte finden und rekonstruieren – auch im Bekannten. Sei es nacheinander, sei es zur selben Zeit.

Was folgt hieraus für methodisch zweigleisige Untersuchungen, insbesondere für Typologien? Erstens, sie sind möglich. Sie können nicht deswegen abgelehnt werden, weil quantitative Untersuchungen über Strukturen und qualitative über Subjekte sprechen – denn beides trifft nicht zu. Zweitens, ihre Möglichkeit ist an bestimmte angebbare Bedingungen gebunden, an identifizierbare und diskutierbare Ähnlichkeiten in der Konzeption – das heißt, in Erkenntnisinteresse, Fragestellung, Identifikation und Auswahl der für die Fragestellung relevanten Untersuchungseinheiten und Untersuchungsdimensionen sowie Ähnlichkeiten in der relevanzgesteuerten Komplexitätsreduktion im Auswertungsvorgang. Damit sind wir wieder bei den Postulaten von Lazarsfeld (1937) und den Überlegungen von Pries (1997) angelangt. Wir müssen uns klar machen, dass Typologievergleiche und in letzter Konsequenz aufeinander bezogene oder konvergierte Typologien letztlich nur da möglich sind, wo diese Bedingungen hinreichend gegeben und dargestellt sind. Egal, ob sie aus quantitativen oder qualitativen Analysen stammen.

¹³ Die methodisch-theoretische Problematik des Fremdverstehens, nicht nur zwischen räumlich entfernten Kulturen, sondern auch zwischen verschiedenen Teilen einer Gesellschaft, ist der Soziologie spätestens seit den 1980er Jahren bewusst. In Deutschland wurde diese Thematik von Joachim Matthes eingeführt und u.a. von Shingo Shimada, Jürgen Straub, Joachim Renn weiterentwickelt (Matthes 1992, Shimada 1992, Renn u.a. 2002).

Literaturverzeichnis

- Bacher, Johann (1994): Clusteranalyse. Anwendungsorientierte Einführung, München/Wien: Oldenbourg.
- Barton, Allen H.; Lazarsfeld, Paul F. (1984): Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung. In: Hopf, Christel; Weingarten, Elmar (Hg.)(1984): Qualitative Sozialforschung, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 41–90.
- Berger, Peter; Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt: Fischer Verlag.
- Bertin, Imogen; Huws, Ursula; Koltai, Tamas; Promberger, Markus; Tickner, Nicola; Hallen, Peter van der; Verlinden, Roel (2004): Opening the black box. Classification and coding of sectors and occupations in the eEconomy. (Information society technologies programme of the European Commission, 2000-31099), Ms., Leuven
- Bohnsack, Ralf (2001): Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In: Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arndt-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis, Opladen: Leske + Budrich Verlag.
- Bosch, Aida; Ellguth, Peter; Schmidt, Rudi; Trinczek, Rainer (1999): Betriebliches Interessenhandeln. Band 1. Zur politischen Kultur der Austauschbeziehungen zwischen Management und Betriebsrat in der westdeutschen Industrie, Opladen: Leske + Budrich.
- Boudon, Raymond; Bourricaud, Francois (1992): Soziologische Stichworte. Ein Handbuch, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Briefs, Goetz (1934): Betriebsführung und Betriebsleben in der Industrie. Zur Soziologie und Sozialpsychologie des modernen Großbetriebs in der Industrie, Stuttgart: Enke.
- Durkheim, Emile (1912): Les formes élémentaires de la vie religieuse. Paris. Übersetzung: Schmidts, Ludwig (1981): Die Elementaren Formen des religiösen Lebens, Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- Freter, Hans-Jürgen; Hollstein, Betina; Werle, Markus (1991): Integration qualitativer und quantitativer Verfahrensweisen. Methodologie und Forschungspraxis. In: ZUMA-Nachrichten 15. Jg., Heft 29, S. 98–115.
- Fürstenberg, Friedrich (1958): Der Betriebsrat. Strukturanalyse einer Grenzsituation. In: KZfSS, 10. Jg., S. 418–429.
- Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt/M.: Campus Verlag.
- Girtler, Ronald (1992): Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit, Wien: Böhlau.
- Glaser Barney G. / Strauss Anselm L. (1998) [Orig. 1967]: Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber.
- Hanson, Barbara (2008): Wither Qualitative / Quantitative? Grounds for Methodological Convergence. In: Quality and Quantity, 42. Jg., Heft 1, S. 97–111.
- Hempel, Carl G.; Oppenheim Paul (1936): Der Typusbegriff im Lichte der neuen Logik. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zur Konstitutionsforschung u. Psychologie, Leiden: Sijthoff.

Herrmann, Christa; Promberger, Markus; Singer, Susanne; Trinczek, Rainer (1998): Forcierte Arbeitszeitflexibilisierung. Die 35-Stunden-Woche in der betrieblichen und gewerkschaftlichen Praxis, Berlin.

Huberman, Michael A.; Miles, Matthew B. (1983): Drawing Valid Meaning from Qualitative Data. In: *Quantity & Quality*, 17. Jg., S. 281–339.

Huws, Ursula; Dahlmann, Simone (2007): Quality standards for case studies in the European Foundation. Report for the European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions, Dublin:
<http://www.eurofound.europa.eu/publications/htmlfiles/ef0751.htm>.

Huws, Ursula (2003): *The making of a cybertariat. Virtual work in a real world*, London: Monthly Review Press.

Jahoda, Marie; Lazarsfeld, Paul F.; Zeisel, Hans (1975): *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

Jaspers, Karl (1913): *Allgemeine Psychopathologie. Ein Leitfaden für Studierende, Ärzte und Psychologen*, Berlin: Springer.

Jungbauer-Gans, Monika (2008): Kommentar: Eine Diskussion zur Integration quantitativ-qualitativer Ergebnisse. In: *Soziale Welt*, 59. Jg., Heft 2, S. 137–140.

Kanbur, Ravi (Hg.) (2001): *Q-Squared. Combining Qualitative and Quantitative Methods in Poverty Appraisal*, New Delhi: Permanent Black.

Kern, Barbara; Kern, Horst; Schumann, Michael (1988): *Industriesoziologie als Katharsis*. In: *Soziale Welt*, 39. Jg., S. 86–96.

Kluge, Susann; Kelle, Udo (Hrsg.) (2001): *Methodeninnovation in der Lebenslauforschung. Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung*, Weinheim: Juventa.

Kluge, Susann (1999): *Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung*, Opladen: Leske + Budrich Verlag.

Kotthoff, Hermann / Reindl, Josef (1990): *Die soziale Welt kleiner Betriebe. Wirtschaften, Arbeiten und Leben im mittelständischen Industriebetrieb*, Göttingen: Schwartz.

Kotthoff, Hermann (1981): *Betriebsräte und betriebliche Herrschaft. Eine Typologie von Partizipationsmustern im Industriebetrieb*, Frankfurt/M.: Campus Verlag.

Kretschmer, Ernst (1951): *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten*, Berlin/Göttingen/Heidelberg: Springer Verlag.

Kudera, Werner (1992): Die Crux mit den kleinen Zahlen. Zum Generalisierungsproblem bei qualitativer Sozialforschung. In: Lehner, Franz; Schmid, Josef (Hrsg.) (1992): *Technik, Arbeit, Betrieb, Gesellschaft. Beiträge der Industriesoziologie und Organisationsforschung*, Opladen: Leske + Budrich. S. 191–203.

Lamnek, Siegfried (1988): *Qualitative Sozialforschung. Band 1. Methodologie*, München: Psychologie Verl. Union.

Lazarsfeld, Paul F. (1937): Some Remarks on the Typological Procedures in Social Research. In: *Zeitschrift für Sozialforschung*, 6. Jg., S. 119–139.

- Lazarsfeld, Paul F.; Fiske, Marjorie (1938): The 'Panel' as a new Tool for Measuring Opinion. In: *Public Opinion Quarterly*, 2. Jg., Heft 4, S. 596–612.
- Levi-Strauss, Claude (1978): *Traurige Tropen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- Lippitz (1987): Über Konvergenzen und Divergenzen in der Hermeneutik. Probleme des Kriteriums wissenschaftlicher Akzeptanz in interpretatorischer Arbeit. In: Hellemans, M.; Smeyers, Paul (Hg.) (1987): *Phänomenologische Pädagogik. Methodologische und Theoretische Ansätze*, Leuven: Acco, S. 65–73.
- Lütz, Susanne (2003): *Governance in der politischen Ökonomie*. MPIfG Discussion Paper 03/5, Köln.
- Matthes, Joachim (Hrsg.) (1992): *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*. In: *Soziale Welt, Sonderband 8*, Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co.
- McKinney, John C. (1966): *Constructive Typology and social Theory*, New York: Appleton-Century-Crofts.
- Mutz, Gerd; Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang; Koenen, Elmar; Eder, Klaus; Bonß, Wolfgang (1995): *Diskontinuierliche Erwerbsverläufe. Analysen zur postindustriellen Arbeitslosigkeit*, Opladen: Leske + Budrich.
- Nagel, Ulrike; Meuser, Michael (1997): Experteninterview. Wissenssoziologische Grundlagen und methodische Durchführung. in: Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore (Hg.): *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*, Weinheim/München: Juventa, S. 481–491.
- Neuloh, Otto (1956): *Die deutsche Betriebsverfassung und ihre Sozialformen bis zur Mitbestimmung*, Tübingen: Mohr.
- Oevermann, Ulrich; Allert, Tilmann; Konau, Elisabeth; Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer 'objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart: Metzler, S. 352–434.
- Pirker, Theo; Braun, Siegfried; Lutz, Burkart; Hammelrath, Fro (1955): *Arbeiter, Management, Mitbestimmung*. Köln: Ring Verlag.
- Pongratz, Hans; Trinczek, Rainer (Hrsg.) (2010): *Industriesoziologische Fallstudien. Entwicklungspotenziale einer Forschungsstrategie*, Berlin: Edition Sigma.
- Popitz, Heinrich; Bahrdt, Hans-Paul; Jüres, Ernst August; Kesting, Hanno (1964)[1957]: *Technik und Industriearbeit. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*, Tübingen: Mohr.
- Pries, Ludger (1997): Typenbildung in den Sozialwissenschaften. Eine Einladung zur Reflexion. In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 17. Jg., S. 437–441.
- Promberger, Markus; Böhm, Sabine; Heyder, Thilo; Pamer, Susanne; Strauß, Katharina (2002): *Hochflexible Arbeitszeiten in der Industrie. Chancen und Risiken für Beschäftigte*, Berlin: Edition Sigma.
- Promberger, Markus (1994): Betriebliche Arbeitszeitpolitik in der Metallindustrie seit 1990. In: *WSI-Mitteilungen*, 47. Jg., Heft 3, S. 171–189.
- Promberger, Markus (1990): *Strukturen und Prozesse in der betrieblichen Interessenvertretung. Eine Fallstudie*, Erlangen.

Radtke, Frank-Olaf (1979): Strukturelle Probleme der Zusammenarbeit von Lehrern und Wissenschaftlern. Zum Stand der Aktionsforschungsdebatte. In: Horn, Klaus (Hg.): Aktionsforschung. Balance-Akt ohne Netz? Methodische Kommentare zur Aktionsforschung, Frankfurt/M., S. 71–110.

Reichertz, Jo (2008): Cuvée oder Cafeteria-Menü? Über eine Verbindung qualitativer und quantitativer Methoden in der Sozialforschung. In: Soziale Welt, 59. Jg., Heft 2, S. 123–137.

Renn, Joachim; Straub, Jürgen; Shimada, Shingo, (Hg.) (2002): Übersetzung als Medium des Kulturverstehens und sozialer Integration, Frankfurt a.M./ New York: Campus Verlag.

Rerrich, Maria / Wex, Thomas (1988): Probleme der Generalisierung in der Sozialforschung. Werkstattbericht eines Workshops am 9.12.1988. (= Arbeitspapier 14 des Münchener SFB 333).

Schaeper, Hildegard; Witzel, Andreas (2001): Rekonstruktion einer qualitativen Typologie mit standardisierten Daten. In: Kluge, Susann; Kelle, Udo (Hrsg.): Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung. Weinheim/München: Juventa, S. 217–260.

Schmidt, Manfred u.a. (2008): Demokratietheorien. Eine Einführung, 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schulz, Marlen; Ruddat, Michael (2008): Unvereinbare Gegensätze? Eine Diskussion zur Integration quantitativ-qualitativer Ergebnisse. In: Soziale Welt, 59. Jg., Heft 2, S. 107–122.

Schütz, Alfred (1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Wien: Julius Springer Verlag.

Shimada, Shingo (1992): Kommentar des Übersetzers zu 'Zur Übersetzbarkeit von Kultur'. In: Matthes, Joachim (Hrsg.) (1992): Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs. In: Soziale Welt, Sonderband 8, Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co., S. 69–74.

Shimada, Shingo; Straub, Jürgen (1999): Relationale Hermeneutik im Kontext interkulturellen Verstehens. Probleme universalistischer Begriffsbildung in den Sozial- und Kulturwissenschaften, erörtert am Beispiel 'Religion'. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 47. Jg., Nr. 3, S. 449–477.

Soeffner, Hans-Georg (2004): Auslegung des Alltags – Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, 2. Aufl., Konstanz: UVK Verlag.

Srubar, Ilja (1979): Die Theorie der Typenbildung bei Alfred Schütz. Ihre Bedeutung und ihre Grenzen. In: Grathoff, Richard; Sprondel, Walter Michael (Hg.): A. Schütz und die Idee des Alltags, Stuttgart: Enke, S. 43–64.

Terhart, Ewald (1983): Schwierigkeiten (mit der 'objektiven Hermeneutik'. Eine Antwort auf Ulrich Oevermann. In: Garz, Detlef; Kraimer, Klaus (Hrsg.) (1983): Brauchen wir andere Forschungsmethoden? Beiträge zur Diskussion interpretativer Verfahren, Frankfurt/M.: Scriptor.

Topitsch, Ernst (1965): Logik der Sozialwissenschaften, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Trinczek, Rainer (2002): Wie befrage ich Manager? Methodische und methodologische Aspekte des Experteninterviews als qualitativer Methode empirischer Sozialforschung. In: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hrsg.) (2002): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung, Opladen: Leske + Budrich, S. 209–222.

Volmerg, Ute (1983): Validität im interpretativen Paradigma. Dargestellt an der Konstruktion qualitativer Erhebungsverfahren. In: Zedler, Peter; Moser, Heinz (Hrsg.) (1984): Aspekte zur qualitativen Sozialforschung, empirischer Hermeneutik und reflexiver Sozialtechnologie, S. 124–143.

Weber, Max (1988): Zur Psychophysik der industriellen Arbeit. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik, hrsg. von Marianne Weber, Tübingen (verfasst 1908-09, erstmals erschienen 1924), S. 61-255.

Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, Tübingen.

Yin, Robert K. (2003): Case Study Research. Design and Methods, Thousand Oaks: Sage.

Ziegler, Rolf (1973): Typologien und Klassifikationen. In: Albrecht, Günter; Daheim, Hans-Jürgen; Sack, Fritz (Hg.): Soziologie. Sprache - Bezug zur Praxis - Verhältnis zu anderen Wissenschaften. René König zum 65. Geburtstag, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 11–47.

In dieser Reihe sind zuletzt erschienen

No.	Author(s)	Title	Date
22/2010	Schlitte, Friso	Local human capital, segregation by skill, and skill-specific employment growth	11/10
1/2011	Grün, C. Mahringer, H. Rhein, Th.	Low-wage jobs: A means for employment integration of the unemployed? Evidence from administrative data in Germany and Austria	1/11
2/2011	Achatz, J. Trappmann, M.	Arbeitsmarktvermittelte Abgänge aus der Grundversicherung: Der Einfluss von personen- und haushaltsgebundenen Arbeitsmarktbarrieren	2/11
3/2011	Patuelli, R. Schanne, N. Griffith, D.A. Nijkamp, P.	Persistence of regional unemployment: Application of a spatial filtering approach to local labour markets in Germany	2/11
4/2011	Riphahn, R.T. Trübswetter, P.	The intergenerational transmission of educational attainment in East and West Germany	2/11
5/2011	Koller, L.	Lohnmobilität alleinstehender SGB-II-Leistungsempfänger	2/11
6/2011	Brück-Klingberg, A. Burkert, C. Garloff, A. Seibert, H. Wapler, R.	Does higher education help immigrants find a job? A survival analysis	3/11
7/2011	Mendolicchio, C. Paolini, D. Pietra, T.	Income taxes, subsidies to education, and investments in human capital	3/11
8/2011	Mendolicchio, C. Paolini, D. Pietra, T.	Investments in education and welfare in a two-sector, random matching economy	3/11
9/2011	Antoni, M.	Lifelong learning inequality? The relevance of family background for on-the-job training	3/11
10/2011	Bruckmeier, K. Wiemers, J.	A new targeting – A new take-up? Non-take-up of social assistance in Germany after social policy reforms	4/11
11/2011	Mosthaf, A.	Low-wage jobs - stepping stones or just bad signals?	5/11

Stand: 25.05.2011

Eine vollständige Liste aller erschienenen IAB-Discussion Paper finden Sie unter <http://www.iab.de/de/publikationen/discussionpaper.aspx>

Impressum

IAB-Discussion Paper 12/2011

Herausgeber

Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit
Regensburger Str. 104
90478 Nürnberg

Redaktion

Regina Stoll, Jutta Palm-Nowak

Technische Herstellung

Jutta Sebold

Rechte

Nachdruck – auch auszugsweise –
nur mit Genehmigung des IAB gestattet

Website

<http://www.iab.de>

Bezugsmöglichkeit

<http://doku.iab.de/discussionpapers/2011/dp1211.pdf>

Rückfragen zum Inhalt an:

Markus Promberger

Telefon 0911.179 3139

E-Mail markus.promberger@iab.de